

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte

Band: 9 (1933)

Heft: 32

Artikel: Verschollen! : Auf den Spuren des seit acht Jahren im brasilianischen Urwald verschollenen Oberst Fawcett [Schluss]

Autor: Harding, Tex

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-752457>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Verschollen!

Auf den Spuren des seit acht Jahren im brasilianischen Urwald verschollenen Oberst Fawcett

Von Tex Harding

Elfte Fortsetzung und Schluß

Tana war wunderbar, und ich war ein Esel. Ich wollte, daß sie etwas begreifen sollte, und dabei hatte sie mich etwas begreifen gelehrt. In meinem Kopf hatte sich die Gedankenreihe geschlossen. Ich wußte jetzt, daß für Tana «Fetisch» dasselbe war wie «Schweineerei». Sie hatte mich das Wort «Schweineerei» zum erstenmal sagen hören, als sich am Himmel ein Gewitter entlud. Sie hatte mich dann das Wort «Schweineerei» sagen hören, als ich vergeblich versuchte, einen Fehler am Motor meines Automobils zu beheben. Mit ihrem feinen Verstand hatte sie herausgefunden, daß ich das Wort «Schweineerei» immer gebrauchte, wenn etwas Unvorhergesehenes geschah, etwas Unvorhergesehenes, das für sie ebenfalls unvorhergesehen, aber auch mehr war. Sie mußte glauben, das Wort «Schweineerei» sei dasselbe, wie das, was wir mit dem Begriff des Wunderbaren decken, das Unerklärliche, das Uebermächtige, das Zaubhafte. Das Automobil war etwas Zaubhaftes, also war es «Schweineerei», denn ich sagte ja «Schweineerei», wenn das Automobil stehen blieb. Die Hieroglyphen, die sie in den Bambusstock geschnitten hatte, mußten also für sie ebenfalls etwas Uebermächtiges sein, eben eine «Schweineerei». Daß die Häuser, die an ihrem Giebel ein Kreuz tragen, für mich und meinesgleichen etwas Heiliges sind, hatte sie sicher an dem Benehmen der Leute gesehen, die in die Kirche eintraten, und vielleicht hatte sie es auch aus dem Charakter der Musik erkannt, die durch die Kirchenportale drang.

Hatte ich Tana richtig begriffen? Ich hob den Bambusstock, reckte ihn gegen die Sonne aus und fragte: «Schweineerei?» Tana lachte ein helles, glückseliges Lachen, nickte mit dem Kopf und rief: «Fetisch, Fetisch, Schweineerei!»

Wir fuhren nach Hause zurück und ich holte mir das Papier hervor, auf dem ich meine Druckversuche mit dem Bambusstab gemacht hatte. Ich zeigte Tana die beiden Reihen des Monogramms «R. R.» «Fetisch?» fragte ich. «Fetisch», antwortete sie. Zweierlei war möglich. Entweder das «R. R.», das wir auf der Tabakbüchse im Urwald gefunden hatten, war ein Zeichen, das irgendein Garimpaio bei einem Indianer gesehen hatte und das er nun in der Muße des Lagerfeuers und aus seiner Erinnerung in die Tabakbüchse ritzte, um zu sehen, ob er das Zeichen richtig in seinem Gedächtnis bewahrte. Oder sollte die andere Möglichkeit am Ende Wahrheit sein, daß jenes «R. R.», das wir auf der Tabakbüchse fanden, Raleigh Rimmels Monogramm war, und daß die Indianer das Monogramm von Raleigh Rimmel erlernt hatten? Aber warum sollte, wenn diese zweite Möglichkeit die Wahrheit war, das Monogramm ein Zaubersymbol sein? Weshalb war es für Tana soviel wert, wie das Zeichen des Kreuzes, wie Blitz und Donner und wie das Wunder des Automobils?

In den Wochen, die jetzt folgten, verblaßte das Rätsel der Monogramme immer mehr. Ich hatte nicht Zeit, mich um so müßige Fragen zu bekümmern, weil eine andere Frage aktuell wurde, nämlich die, ob ich als Schlangenfänger nach Französisch-Guayana gehen sollte. Ich erhielt ganz plötzlich die telegraphische Anfrage von einem Agenten der Brüder Ringling (die den Zirkus Barnum &

Bailey besitzen), ob es wahr sei, daß ich eine Schlangenfänger-Expedition vorbereite, und wenn ja, ob ich ein Angebot von ihm annehmen wollte. Ich telegraphierte zurück, daß ich bereit sei, mit ihm zu sprechen, und dann hub eine Korrespondenz an, die schließlich, weil der Agent selber kam, in eine mündliche Verhandlung überging. Als der Mann kam, fragte er mich, ob es denn wirklich Schlangen von 10 m Länge gäbe. Ich zeigte ihm die Haut der Schlange «Tiki». Die harte, glitzernde und ekelhaft duftende Haut wurde das Fundament unserer Unterhaltung. Wir machten schließlich ab, daß ich auf meine eigene Gefahr nach irgendeinem Schlangengebiet gehen sollte, und daß mir der Agent für den Fall, daß ich eine Schlange von mindestens 10 m Länge lebend in einen bestimmten Hafen bringe, die Schlange meterweise bezahlen würde, für jeden Meter von 10 m aufwärts sollte ich 1000 Dollar bekommen. Das war ein großes Angebot. Ich war fest entschlossen, die Expedition zu wagen und begann mit meinen Vorbereitungen.

Inzwischen war Mrs. W., die spätere Adoptivmutter von Tana, zum erstenmal in meinem Hause gewesen und hatte Tana kennengelernt. Sie war so fasziniert von dem Mädchen, daß sie von da ab fast jeden Tag kam. Das war mir sehr lieb, denn an dem Verhalten von Mrs. W. Tana gegenüber merkte ich bald, daß mir wegen Tanas Zukunft nicht bange zu sein brauchte, und weil Tana zu der alten Vogelliebhaberin ebenfalls Vertrauen hatte, ging ich mit Freuden auf den Vorschlag ein, den mir Mrs. W. machte, daß sie Tana weiter in der Sprache unterrichten wollte. Ich konnte mich also ruhig von meinem Hause weggeben, ohne um Tana besorgt zu sein, ich konnte auch eine Reise nach Sao Paolo ins Schlangeninstitut unternehmen und eine Woche in Sao Paolo bleiben, kurz ich konnte ein paar Wochen lang alles vergessen, was mit den Monaten im Urwald zusammenhing, mit Jimmy Burnes und überhaupt mit allem, was hinter mir lag. Ich blickte nach vorwärts in eine neue Zukunft, denn ich konnte damals hoffen, daß sich mein Leben ganz anders gestalten würde, wenn mir erst einmal eine erste große Tierfangexpedition geglückt sein würde.

Heute weiß ich, daß all diese Hoffnungen trügerisch und dumm waren. Ich bin kein berühmter Tierfänger geworden. In Französisch-Guayana, wohin ich ging, packte mich das gelbe Fieber und warf mich so schwer um, daß die Aerzte keine andere Hilfe mehr für mich hatten, als mich nach dem Klima meiner Heimat, in die Luft Europas, zurückzubringen. Heute sitze ich, ein kranker Mann, in einer der Dachstuben Europas und weiß, daß meine einzige Zukunft die Erinnerung ist.

Tanas Erzählung.

Als meine Vorbereitungen zur Reise nach Guayana beendet waren, blieb mir noch ein letztes zu tun, Abschied von Tana zu nehmen. Sie war in den Wochen, wo ich sie nicht gesehen hatte, sehr viel anders geworden. Sie war stiller und geheimnisvoller als früher, und der Schritt, mit dem sie mir in der Halle des kleinen Hauses, das wir bewohnten, entgegenlief, war nicht mehr der ängstliche

Schritt eines kleinen, wilden Mädchens. Tana war eine Frau geworden. Ich kann nicht sagen, daß ich das alles damals so deutlich bemerkte, nur in meiner Erinnerung sehe ich das alles so klar, wie ich es jetzt sage. Die Wochen, in denen Tana allein mit einer hochgebildeten, europäischen Frau gelebt hatte, konnten ja nicht spurlos an ihr vorübergegangen sein. Ihr Wortschatz war viel, viel größer geworden. Sie sprach beinahe richtig portugiesisch. Mit «richtig» will ich sagen, sie konnte sich über alles verständlich machen. Daß sie das Portugiesische nach unseren Begriffen nur radebrechte, ist dabei selbstverständlich. Ich hatte das Gefühl, daß mit der Möglichkeit, sich verständlich zu machen, ein ganz anderer Ausdruck in Tanas Augen gekommen war. Vielleicht aber kam dieser Ausdruck auch nur daher, daß ihr Mrs. W. den Gang und das Gehabe einer Europäerin beigebracht hatte.

Ich hatte mit Mrs. W. verabredet, daß sie Tana an dem Tag zu sich nehmen sollte, an dem meine Abreise fällig war, daß man aber dem Mädchen nicht sagen sollte, daß ich endgültig weggegangen sei.

Zu dem Abschied von Tana blieben mir drei Tage. In diesen drei Tagen war ich fast nur mit dem Mädchen zusammen. Wir lagen in unserem Garten, wo Tana allen Vögeln ihre Gesänge nachsang, wir badeten am Strand von Nicteroy und wir fuhren mit dem Automobil hoch in die Berge.

Wußte Tana, spürte sie es, daß dies unsere letzten Tage seien?

Heute weiß ich es, denn am Morgen des zweiten Tages brachte mir Tana aus dem Hause den Bambusstock mit den Hieroglyphen, den «Fetisch», den Zauberstab. Sie wußte, wie sehr mich ihre Kenntnis des Monogramms «R. R.» erregt hatte, und jetzt wollte sie mir ein Geschenk machen dadurch, daß sie mir sagte, was es mit diesem Monogramm für eine Bewandnis hatte.

Zwei Tage lang sprach Tana zu mir, und dabei hockte sie im Sande und ritzte mit dem Zauberstab Figuren in den Sand, die mir alles erklären sollten, was sie nicht sagen konnte. Ich habe damals für Jimmy Burnes aufgeschrieben, was mir Tana erzählt hat, und aus dem Brief an Jimmy Burnes setzte ich diese Erzählung so wie sie sich mir bei der Niederschrift für Jimmy Burnes einprägte, hierher.

«Ich bin Tana, die Tochter Acuncas. Mein Vater Acunca ist der Vater aller Menschen, die jenseits der blauen Berge wohnen, auf jenen Hügeln, in deren Anblick du beinahe ertrunken bist, damals, als du in dem sandigen Wasser standest, das die Grenze meines Vaterlandes ist. So hast du es selber gesagt. Mein Vater Acunca ist der Vater aller Menschen, die hören, wenn man sie «Yayayja» ruft. Sie wohnen alle auf den Hügeln jenseits der blauen Berge. Mein Vater Acunca ist größer als alle anderen Männer, und seine Haut ist hell wie der Himmel. Er weiß, wie man das rote Erz aus der Erde gräbt, woraus das Feuer der Sonne gemacht wird, und zeigt es seinen Kindern, damit sie sehen, daß er ein Sohn der Sonne ist.

Meine Mutter ist Mana. Sie rollt hin und her, wenn sie die kleinen Yayayjas an das Licht der Sonne bringt.

(Fortsetzung Seite 1035)

Nachdruck verboten. Copyright 1933 by Otto Klement Verlag, Berlin

Sie lacht, wenn sie auf der Erde liegt und das kleine Yayayja pocht an den Wänden von ihrem Leib.

Mein Vater Acunca hat ein Haus aus Bambusstäben und Erde gemacht. Es ist oben spitz. In der Spitze hängt das Fleisch und der Fisch, wovon wir essen, wenn wir hungrig sind. Auch hängen die Köpfe von den Feinden der Yayayjas darin.

Die Köpfe werden von den Männern gemacht, die es wissen, wann das Wasser steigt.

Die Sonne steigt aus dem Wasser hoch und fällt wieder in das Wasser zurück. Die Sonne ist das Feuer und das Wasser frisst das Feuer auf. Dann ist Nacht, solange bis ein neues Feuer geboren ist. Das Wasser frisst die neugeborenen Feuer solange, bis es selber hochsteigen kann. Wenn das Wasser hochsteigt, ist es richtig, einen Schnitt in den starken Baum zu machen, der die Mitte von dem Haus Acuncas ist, meines Vaters.

Wenn der Schnitt gemacht ist, müssen Feuer angebrannt werden, damit das Wasser seinen Bauch wieder einzieht und in seine Ränder zurücktritt, um die neuen Feuer auch aufzufressen.

Wenn das Wasser wieder klein geworden ist, freuen sich die Yayayjas und essen immerzu vom Fleisch und vom Fisch in Acuncas Hütte.

Das Fleisch und den Fisch holen die Männer, Acuncas Söhne und auch Acunca, der jetzt nicht mehr lebt.

Meine Mutter Mana kennt einen Baum, der rote Erde in seinem Fuße hat. Zu diesem Baum gehen die Frauen der Yayayjas und stoßen das Feuer in seinen Fuß. Dann stecken sie einen Stock in den Fuß, wo das Feuer war und reiben ihn zwischen ihren Händen. Der Stock ist dann voll von der roten Erde. Die rote Erde streichen die Frauen auf die Hölzer, die unser Vater Acunca und seine Söhne den Vögeln in dem Himmel nachschicken, mit der Kraft, die von ihrem Munde kommt, und den Fischen im Wasser schicken sie die Hölzer nach. Die Fische und die Vögel können sich nicht mehr bewegen, wenn das Holz mit der roten Erde sie getroffen hat.

Die Kinder meines Vaters Acunca haben zwei Feinde. Der eine Feind ist der Yayayja, der nicht auf den Hügeln wohnt, die jenseits der blauen Berge sind. Er wohnt auf der Erde, die an dem Wasser ist, woraus die Sonne hochsteigt. Von diesen Yayayja ist der Vater von dem Vater meines Vaters Acunca weggegangen, vor vielen, vielen steigenden Wassern.

Wenn die Söhne meines Vaters Acunca die Yayayjas aus dem Tale treffen, dann schicken sie ihnen mit der Kraft ihres Mundes die Hölzer nach, die mit der roten Erde bestrichen sind, und sie schlagen ihnen die Köpfe ab. Die alten Männer aber, die wissen, wann das Wasser steigt und fällt, die stecken die abgeschlagenen Köpfe in ein Wasser, worin die kleinen Pflanzen aus dem Walde sind. Die Köpfe werden dann so klein, daß man sie in die Spitze der Hütten hängen kann, zwischen das Fleisch und den Fisch.

Die Yayayjas aus dem Tale sind unsere Feinde, weil sie wissen, daß die rote Erde aus dem Baum, den meine Mutter Mana kennt, besser ist als die rote Erde, die ihre Mutter kennt.

Der andere Feind der Yayayjas von den Hügeln ist der weiße Mann, dessen Haut noch heller ist als die Haut von meinem Vater Acunca. Diese Männer sind wie du und sie tragen wie du einen Blitz an ihrer Hüfte, den sie nicht mit der Kraft ihres Mundes, sondern mit der Kraft ihrer Hand wegschleudern, weiter als der Yayayja das Holz mit der roten Erde schleudern kann.

Warum der weiße Mann unser Feind ist, weiß ich nicht. Mein Vater Acunca erzählte uns, daß vor mehr als 40 steigenden Wassern sechs weiße Männer in unsere Berge kamen. Ihnen zu Ehren bemalten sich unsere Krieger und traten ihnen jauchzend entgegen. Die weißen Männer aber schleuderten aus einer großen Entfernung den Blitz auf uns, so daß viele der Krieger tot zu Boden fielen. Es dauerte lange, bis man sie in einer Nacht töten konnte.

Dies war der einzige Besuch der weißen Männer, an den sich mein Vater erinnern konnte. Der Schädel ihres Häuptlings hängt in der Hütte meines Vaters zwischen den Fischen und dem Fleisch.

Dann kam der Tag, wo ich aufhörte zu lachen, wie Mutter Mana. Als ich zwölf steigende Wasser alt war, kamen die Yayayjas aus dem Tal und machten meine Brüder nieder und meinen Vater Acunca, den Sohn der Söhne. Fünf Frauen und drei Mädchen führten sie aus den Bergen mit sich herunter ins Tal. Von da ab lebte ich bei den Yayayjas im Tale, wo du mich gefunden hast, als ich zu «Tiki» sollte.

Die Yayayjas von den Hügeln jenseits der blauen Berge, wo ich groß wurde, verehren die Heiligkeit der Sonne und des Mondes. Dazu gehen die Männer, wenn die Wasser gefallen sind, zu den Flüssen herunter und verehren die Heiligkeit des Wassers. Die Yayayjas des Tales, bei denen ich gewohnt habe, beten auch die Heiligkeit der Schlange «Tiki»

an. Sie ist die Mutter des Stromes und eine Verwandte der Sonne, die an jedem Morgen aus dem Wasser des Stromes auftaucht.

Alle meine Schwestern, die mit mir vom Berge heruntergekommen sind, wurden in das Haus der Frauen gebracht. Ich kam in das Haus der unberührbaren Mädchen. Die unberührbaren Mädchen sind jene, die zu der Schlange «Tiki» gehen. In jedem Jahr ging eine von uns zu der Schlange. Es war immer jene, die von uns allen am würdigsten dafür empfunden wurde. Wer zu der Schlange «Tiki» gehen kann, ist glücklich, denn «Tiki», die Mutter des Stromes, vermählt dieses Mädchen mit dem Gott, der an jedem Morgen die Sonnenscheibe aus dem Wasser heraufholt und über den Himmel schwingt.

Unser Beruf ist es, die Braut des Sonnengottes zu werden, und wir wurden zu diesem Berufe erzogen von dem großen Vater, der bei mir war, als ich zu «Tiki» überführt werden sollte, und der von deinem Anblick zu Boden sank, als du aus dem großen Vogel zu mir sprangst ans Ufer.

Ich lebte in Sehnsucht nach meinem Vater Acunca und freute mich darauf, eine Braut des Sonnengottes zu werden, wie es mir bestimmt war in dem Jahr, als du und dein Freund zu uns vom Himmel kamst.

Damals war es schon über ein steigendes Wasser zurück, daß in den Wäldern, wo wir wohnten, der Fetisch «R. R.» auftauchte.

Die Männer, die auf der Jagd waren, brachten das Zeichen «R. R.» aus dem Walde zurück, wo es in einen Baum geschnitten war. Sie erzählten, daß der Fetisch einem jungen weißen Krieger gehörte, der zusammen mit einem anderen jungen weißen Krieger und einem alten Vater im Walde war. Die drei Männer waren von derselben Art wie jene Männer gewesen sein müssen, von denen mein Vater Acunca erzählt hatte. Auch sie trugen den Blitz an ihrer Hüfte.

Bei den Yayayjas aus dem Tale war große Furcht, als die Männer mit dem Fetisch «R. R.» auftauchten waren, denn viele glaubten, daß der blitzende Tod sie suchen gekommen sei.

Unsere Krieger beobachteten die Männer und brachten immer wieder den Fetisch «R. R.» aus dem Walde mit. Wir lernten es, diesen neuen Fetisch in die Bambusstäbe zu schnitzen, die wir und die Knaben für die Krieger anfertigten. Sie rollten sich die Stäbe über ihre Leiber und trugen so den Fetisch des jungen weißen Kriegers um ihn herum im Walde.

Eins Tages kamen unsere Krieger und sagten, daß die beiden jungen Krieger des weißen Vaters schwer krank seien, und daß der weiße Vater traurig wäre, weil er sein Kanu verloren hatte. Der weiße Vater sei von Dornen zerrissen und sehr schwach. Er habe versucht, mit dem Blitz an seiner Hüfte die Tiere zu töten, aber der Blitz gehorchte ihm nicht mehr. Da wußten die Krieger der Yayayjas, daß die Kraft des Fetisches «R. R.» auf sie übergegangen war.

Dann ging ein paarmal die Sonne auf und unter, und eines Tages trugen unsere Krieger die drei Männer in unser Lager und legten sie in die Hütte, die dazu bestimmt ist, die Braut des Sonnengottes zu beherbergen, in der Nacht bevor sie zu «Tiki» geht. In dieser Hütte blieben die Männer drei Tage, und unsere Frauen pflegten sie, bis sie nicht mehr irre sprachen, wie sie es taten, als sie zu uns kamen.

Dann am dritten Abend begann das Fest, das so furchtbar für den Vater des Mannes enden sollte, der neben dir zu Boden fiel, als du aus dem silbernen Vogel sprangst.

Es gab Musik und Gelächter den ganzen Tag, und am Abend durften wir Mädchen heraustreten auf den Platz, neben der Hütte, wo die drei weißen Männer lagen. Wo

die Mitte des Platzes war, stand der Stein, auf dem der Vater aller Yayayjas aus dem Tale saß. Rings herum brannten Feuer, und die älteren Frauen brachten Kessel herbei und die Kräuter, die mein Vater Acunca ins Wasser tat, wenn er die Köpfe seiner Feinde so klein machen wollte, daß er sie in seine Hütte hängen konnte zwischen die Fische und zwischen das Fleisch. Die drei fremden Krieger wurden auf den Platz geführt und vor den alten Vater hin, der an diesem Abend eine große goldene Scheibe auf seiner Brust trug, an der man es sehen kann, daß er ein direkter Verwandter der Sonne ist, wie auch mein Vater Acunca. Er sprach mit den drei Männern, aber ich konnte nicht hören, was sie sprachen, weil ich hinten stand, an der Hütte, wo die drei Krieger gewesen waren. Ich sah, wie unsere Männer den jüngsten der drei Krieger hoch hoben und auf den Stein niederlegten, vor den Vater aller Yayayjas aus dem Tale. Er hob das Muschelmesser hoch, das er in seiner Hand trug und betete laut, so daß wir alle hören konnten, was er sprach, daß er den Geist und den Fetisch der drei Krieger in den Geist unserer Krieger herabföhrte, und dann geschah es, daß der alte, weiße Krieger den Blitz von seiner Hüfte riß und auf unseren Vater schleuderte, obwohl unsere Krieger gesagt hatten, daß der alte weiße Mann keine Macht mehr über den Blitz habe. Da sprang der Sohn des Vaters der Yayayjas aus dem Tale hervor und stieß dem alten weißen Krieger sein eigenes Messer in den Hals. Und alle stießen mit ihren Messern nach den beiden jungen Kriegern, und der Sohn des alten Vaters nahm darauf die große goldene Scheibe von der Brust seines Vaters und hing sie auf seine eigene Brust, so daß wir sehen konnten, daß auch er ein direkter Verwandter der Sonne sei. Dann setzte er sich auf den Stein, wo sein Vater gestanden hatte und dann stand er auf und betete laut. Den drei Kriegern wurden die Köpfe abgeschnitten und das Hirn des alten weißen Mannes als der direkte Verwandte der Sonne. Jeder unserer Krieger aß von dem Fleisch der drei Krieger und es war ein Fest, das dauerte bis zum Morgen und bis zum Mittag des anderen Tages.

Ich aber war in die Hütte getreten, die dazu bestimmt war, daß sie das Mädchen beherbergt, das die Braut des Sonnengottes ist. Auf dem Boden dieser Hütte fand ich den neuen Fetisch «R. R.» eingeritzt. Weil ich die erste war, die den letzten Fetisch der weißen Krieger gesehen hatte, sprach der neue Vater aller Tal-Indianer davon, daß ich die nächste sein sollte, die zu «Tiki» gehen durfte. Ich wollte zu «Tiki» und ich ging zu dir, der du aus dem Himmel kamst, der noch höher ist als die Sonne steigt, bevor sie von dem Wasser gefressen wird.

Das ist Tanas Erzählung, und wenn ich an sie zurückdenke, sehe ich noch das kleine Feuer brennen, das ich des Nachts auf dem Berge über Nicteroy angezündet hatte, wo ich an meinem letzten Abend mit Tana saß. Dann fuhr ich mit ihr ganz langsam den Berg herunter und ging sofort in mein Zimmer, um das aufzuschreiben, was hier als Tanas Erzählung steht. Noch in der Nacht schickte ich ein Telegramm an Jimmy Burnes ab, und als der Morgen kam, hielt ich ein Telegramm von der Mutter meines Freundes in der Hand: «Jimmy letzten Sonntag abgestürzt, schwer verletzt.» Als ich am Abend mein Haus in Nicteroy verließ, um meine Reise nach Französisch-Guayana anzutreten, als ich zum letztenmal über den Strand lief, wo die Eleganten von Rio de Janeiro waren, wußte ich, daß Jimmy tot war. Der einzige Freund, aus der Stunde, wo ich vor einer Apfelsinenkiste in Mexiko erschossen werden sollte, war tot. Der Kamerad, um dessentwillen es sich gelohnt hat, durch den

Himmel in die grüne Hölle zu fliegen, der strahlende Junge lebte nicht mehr, für dessen Leben es ein Preis gewesen wäre, die Wahrheit über Fawcett zu wissen und Tanas Bericht.

Ist das, was ich wußte und was ich weiß, die Wahrheit über Fawcett? In mein Leben trat diese Frage erst wieder, als ich krank in Europa lag und als an mein Bett eine Kiste gestellt wurde, die mir von Virginien aus nach Nicteroy und von da aus durch die ganze Welt nachgeschickt worden war. Die Kiste trug als Absender den Namen meines Freundes — Jimmy Burnes, die Schwester, die sie öffnete, legte ihren Inhalt auf mein Bett. Es waren seidene Strümpfe und Schuhe für eine Frau. Es waren die Geschenke, die Jimmy Burnes der jungen Tana machen wollte, dem Mädchen, das wir daran gehindert hatten, eine Braut des Himmels zu werden.

Ich ließ die seidenden Stoffe durch meine kranken Hände gehen, und als ich sie berührt hatte, da wußte ich, daß ich in Tanas Seele hätte nach anderen Dingen graben sollen als nach der Wahrheit über das Schicksal eines alten Mannes.



Uferlandschaft mit Indianerhütte am obern Amazonas

— E N D E —